Nr. 30. — 1915. **Unterhaltungsblatt des Vorwärts** Freitag, 5. Februar.

Der Minenkrieg.

Der „Kölnischen Volkszeitung“ wird der folgende Feldbrief eines Pioniers in Flandern zur Verfügung gestellt:

Das Wetter ist schauderbar. Der Regen schüttet nur so, als ob der Himmel kein Erbarmen hätte. Das Wasser steigt in den Laufgräben immer höher. Wir machen Wasserlöcher, die sind im Nu voll . . . Schlamm wird geschaufelt, Wasser geschöpft, alles nützt nichts. Bald stehen wir bis an die Knie drin. Es wird weiter gearbeitet. Die Sappen müssen fertig werden, da gestürmt werden soll. Die Entfernung vom Feinde verringert sich immer mehr.

Die Nacht ist rabenschwarz. Morgen soll der Sturm sein. Wir sind vom feindlichen Graben nur noch fünf Meter entfernt. Handgranaten fegen hin und her. Es wird ruhiger, wir schaffen weiter, der Schweiß perlt nur so. Ein Mann beobachtet, der andere schaufelt. Jetzt geht es hinein in die feindliche Deckung. Ueber Tage kann nicht mehr gearbeitet werden. Hingelegt in den Dreck und einen Stollen getrieben. Stunde um Stunde vergeht, eine Ablösung nach der anderen folgt, eine Schaufel nach der anderen fliegt rückwärts. Der Feind scheint Ahnung zu haben, daß die Luft nicht ganz rein ist. Er schießt wie toll. Das Geknatter der Gewehre hört sich genau so an, als ob man einen Sack Erbsen eine Holztreppe herunterschüttet. Dazwischen die dumpfe Musik der Artillerie und der Minen. Vor Infanterie sind wir ziemlich gedeckt — aber hat der Feind keine Gegenminen gelegt? Bei jedem Spaten vorwärts können wir in die Luft gehen. Eine angenehme Gewißheit . . . Es hat gut gegangen. Wir sind unter dem feindlichen Graben. Der Tag fängt an zu grauen. Schwer geht unser Atem in dem engen Loche. Jetzt wird die Sprengladung eingebracht, 100 Pfund in jedes Loch. 19 dieser Sappen sind getrieben worden. Die Ladung wird verdämmt, Zündung eingebaut.

Froh verlassen wir unsere Arbeit, waten durch den Schlamm zurück in den nächsten Unterstand. Ein Stück Kommißbrot mit Speck und kaltem Kaffee ist unser Essen . . . Utsch geht es neben uns. Wirres Geschrei: „Es liegt einer drunter, es liegt einer drunter!“ Wir hinaus aus unserem Loche. Der Unterstand neben uns ist, aufgeweicht von aller Nässe, zusammengebrochen und hat einen Mann unter sich begraben. Was Spaten hat, heran und geschaufelt. Ich habe den meinen vorn in der Sappe liegen gelassen. Es ist zu weit. Also mit den Händen und dem Seitengewehr gearbeitet. Endlich hören wir den Armen stöhnen. Ein Schnitt mit dem Taschenmesser durch die Zeltbahn und wir sehen ihn liegen. Ein Balken liegt ihm über dem Schädel, zwei zwängen ihm die Brust ein. Ein kräftiger Ruck, und er ist frei. Leben hat er noch, was zerbrochen ist, wissen wir nicht. Er wird in eine Zeltbahn gelegt und fortgeschafft.

Es gilt noch andere Arbeit bis Mittag. Handgranaten werden fertiggemacht, Minenwerfer geladen, Stufen in die Deckung gehauen, damit man zum Sturm besser hinausklettern kann. So geht's bis Mittag. Es kommt der Befehl: „Alles zum Sturm bereit!“

Jetzt kommt der Befehl: „Plankt auf!“ Die Minen gehen in die Luft. Wir werden bald selbst von der aufgeworfenen Erde verschüttet. Die Minenwerfer arbeiten gut. Jetzt heißt es: „Pioniere vor mit Handgranaten!“ Rasch geht es in den Sappen vor. Klatsch! schlägt eine Kugel dem Hintermann in den Kopf. Er fällt ohne ein Wort. Andere werden getroffen. Wir können nicht helfen. Das Gewehr um den Hals, das Schanzzeug an der Schleife, in jeder Hand eine Granate, geht es vor. Bald laufend, bald kriechend voran. Jetzt ist der richtige Augenblick zum Werfen. Ritsch den Zünder angerieben, bis fünf gezählt und weg mit dem Ding in die feindliche Deckung. Krachend geht sie in die Höhe. Die zweite Granate folgt. Eine nach der anderen zerreißt die Deckung. Wir haben alles geworfen. Nun wirbeln die Trommeln das Signal: „Sprung auf, marsch, marsch! Zum Sturm fällt das Gewehr!“ schmettert durch das Getöse. Die Hölle ist losgelassen. Alles springt aus den Gräben mit Hurragebrüll. Der Feind schießt entsetzlich. Viele fallen. Ein jeder läuft, was er laufen kann, denn vorn ist man am sichersten. Ein furchtbares Handgemenge entsteht. Man schießt, sticht und schlägt in den Gräben. Wie toll geht es drauflos. Die Patronen sind verschossen. Es geht mit dem Bajonett heran. Die Engländer weichen und setzen sich in dem zweiten Graben fest. Ihnen noch immer nach. Mitten über die Haufen von Gefallenen hinweg hinein in den zweiten Graben! Dort dasselbe Spiel. Der Feind hält tapfer stand. Wir Pioniere, unsere Gewehre in der einen Hand, in der anderen das Schanzzeug, stürmen mitten unter der Infanterie. Das Gewehr ist zu schwach, schießen und stechen geht nicht, herumdrehen auch nicht. Also Schanzzeug los. So wird auch der dritte Graben genommen. Hier setzen wir uns fest und jagen ihnen noch an Kugeln nach, was wir haben.

Der Feind hatte sich einige hundert Meter von uns wieder festgesetzt. Doch wir haben eine wichtige Stellung genommen, und das genügt einstweilen. Außerdem haben wir einige Maschinengewehre und eine Menge Munition erbeutet und 300 Gefangene gemacht. Während der Nacht liegen wir noch draußen, da ein Gegenangriff erwartet wird. Die Artillerie schießt wieder wie toll. Wir bauen die neue Stellung ein wenig aus und erwarten, was da kommen wird. Es war eine schreckliche Nacht. Der Morgen kommt und nach Stunden Ablösung. Hundemüde, vollständig stumpfsinnig geht es auf den Heimweg. Zwei Stunden haben wir zu laufen. Keiner sagt ein Wort vor Müdigkeit. Man setzt Fuß vor Fuß und torkelt weiter . . .—

Aus neuen Prozeßakten über Beethoven.

Die zahlreichen Akten über Beethovens Prozesse, die Max Reinitz in den verschiedenen Archiven Wiens aufgefunden hat, beleuchten die Gestalt des Meisters von einer neuen Seite und zeigen, wie sehr ihm sein Leben durch diese ewigen Streitereien vor Gericht verbittert wurde. In einem umfangreichen Aufsatz der „Deutschen Rundschau“ gibt der Entdecker der neuen Beethoven-Dokumente einen genauen Ueberblick über die verschiedenen Prozesse, in die wir hier Einblick erhalten.

Gerade im Zenit seines Ruhmes, im Kongreßjahr 1814, war Beethoven in eine Menge persönlich und vermögensrechtlich unangenehmer Prozesse verwickelt. Da waren die beiden großen Gehaltsprozesse, die Beethoven um die Auszahlung seiner Pension mit dem Fürsten Lobkowitz und den Kinskyschen Erben ausfocht. Drei fürstliche Mäcene, Erzherzog Rudolf, Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky, hatten den Meister durch Gewährung einer Pension von 4000 Gulden in Bankozetteln an Wien gefesselt, als ihm 1809 Jerome Bonaparte während seines kurzen Königreiches eine Stelle als Kapellmeister in Kassel mit 600 Dukaten anbot. Aber schon nach zwei Jahren wurde diese Herrlichkeit arg getrübt, denn der österreichische Staatsbankrott von 1811 ließ die Bankozettel sehr im Kurse sinken, und so „brachten ihn die Noten in Nöten“, wie Beethoven so oft klagt. Nur Erzherzog Rudolf bewilligte den Ersatz der Kursdifferenz; die anderen beiden zahlten weiter in Bankozetteln, wodurch der Wert der Pension sehr zusammenschmolz. Fürst Lobkowitz, der aus reiner Liebe zur Kunst Beethoven unterstützte, und dem dieser herrliche Tonwerke, so die Sinfonia Eroica und den „Liederkreis an die ferne Geliebte“ gewidmet hat, war damals selbst in die größte finanzielle Not geraten und konnte einfach nicht mehr die volle Pension zahlen.

Beethoven aber strengte einen Prozeß an, den größten, den er je geführt, und verlangte die Ausbezahlung der vollen Pension von 700 Gulden. Der Meister mußte den Prozeß verlieren, da der Fürst endlich erklärte, die Zusicherung der vollen Bezahlung der Pension sei nur als ein jederzeit widerrufbares Versprechen aufzufassen, das dem Kläger kein Recht für Lebenszeit begründete. Obgleich also die Sache für Beethoven schlecht stand, setzte er doch außergerichtlich seinen Willen durch, indem Lobkowitz brieflich sich verpflichtete, die volle Pension zu zahlen. Der Fürst, der „als leidenschaftlicher Musikfreund“ Beethoven all seine Schmähungen und Drohungen nicht nachtrug, bemühte sich sogar, da er selbst unter Kuratel gestellt war, bei seinen Hauptgläubigern die Bezahlung der vollen Pension durchzusetzen, und diese ist sogar noch nach dem Tode Beethovens an die Hinterlassenschaft entrichtet worden.

In dem anderen Pensionsprozeß hatte Beethoven keinen persönlich so liebenswürdigen und versöhnlichen Gegner. Fürst Kinsky, der ihm die Pension ausgesetzt hatte, war gestorben, und seine Erben hatten kein Interesse an dem Meister, wollten also nicht mehr zahlen als nötig war. Da Beethoven keine Beweise für das Recht seiner Forderungen vorbringen konnte, mußte er nach einem langen dreijährigen Prozeß einen mageren Vergleich schließen, in dem die Kinskyschen Erben eine Aufbesserung der Pension um 471 Gulden gewährten.

Ein dritter Prozeß, den Beethoven zur selben Zeit führte, spielt bereits auf künstlerisches Gebiet hinüber: es war der Rechtsstreit mit dem Hofmechaniker Mälzel wegen der Schlachtsinfonie. Die Gelegenheitskomposition „Wellingtons Sieg“ oder „Die Schlacht bei Vittoria“ hatte Beethoven große Einnahmen gebracht. Nun nahm aber der bekannte Mechaniker Mälzel das Eigentum an diesem Tonwerk für sich in Anspruch und führte es tatsächlich in München unter seinem Namen auf. Mälzel, der Beethoven für den von ihm konstruierten Metronom interessierte und ihm dafür eine neue Gehörmaschine versprach, hatte den guten Gedanken für diese Schlachtsinfonie gefaßt; er soll auch alle Trommelmärsche und Trompetensignale der französischen und englischen Melodien geliefert und noch verschiedene Ideen für die Ausführung gegeben haben. Beethoven selbst gesteht, daß ihm Mälzel für die Ausführung 50 Dukaten in Gold angeboten habe, und auf einer von ihm revidierten Partitur der Sinfonie steht sogar ausdrücklich der Vermerk: „Auf Wellingtons Sieg bei Vittoria geschrieben für Herrn Mälzel von Ludwig van Beethoven.“ Der Mechaniker hatte also jedenfalls ein Mitautorrecht an der Schlachtsinfonie, und der gegen ihn 1813 von Beethoven eingeleitete Prozeß hatte wenig Aussicht auf Erfolg. Er dauerte volle drei Jahre und endete schließlich mit einer Versöhnung beider Gegner bei einem fröhlichen Feste.

Zu all dem kamen dann noch die gerichtlichen Streitigkeiten mit seiner Schwägerin um den Neffen, wobei er die Behörden mit Eingaben, Klagen und Beschwerden förmlich überflutete. Sogar nach seinem Ableben hatte das Gericht noch verschiedene Streitsachen Beethovens zu erledigen. „In Rechtsfragen“, so urteilt Reinitz, „übersah Beethoven, wie dies bei genialen Menschen oft der Fall ist, die Gesetze der Kausalität und Motivation; er handelte unklug, ja rabulistisch. Heftige Affekte führten zu unvernünftigen Maßnahmen, und zu solchen zählten die Prozesse, die er geführt, wenn er mitunter auch den Zweck erreicht hatte.“

Karungi – die Eingangspforte Rußlands.

Karungi, das schwedisch-finnische Landstädtchen am Ufer des Flusses Torne, der die natürliche Grenze zwischen Rußland und Schweden bildet, ist durch den Ausbruch des Weltkrieges über Nacht zu plötzlicher internationaler Berühmtheit gelangt. Dabei hat diese kleine Endstation der langen schwedischen Bahnlinie nur einen Personenverkehr, wie eine Station dritten Ranges, einen Güterverkehr, wie eine Station zweiten Ranges und einen Postverkehr — gegenwärtig wenigstens! — wie ihn wohl in den seltensten Fällen nur die Stationen ersten Ranges haben, denn seit der Hafen von Archangelsk endgültig zugefroren ist, ist Karungi die einzige recht enge Pforte gen Westen, die dem Riesenreich Rußland noch offen bleibt, so daß es für Rußland in diesem Augenblick etwa das — oder noch mehr — bedeutet, was für England und alle anderen seefahrenden Völker der Suezkanal ist. Sollte schließlich jedoch auf die eine oder andere Weise auch der Verkehr über Karungi abgebrochen werden müssen, so würde Rußland, um seine Beziehungen zur Außenwelt aufrechtzuerhalten, nur noch auf seinen im fernen Osten liegenden Hafen Wladiwostok angewiesen sein, den es ja auch jetzt bereits zur Einfuhr seiner von Amerika gelieferten Kriegsmunition benutzt. Abgesehen davon jedoch, daß selbst der Hafen von Wladiwostok unter Umständen völlig zufriert, läßt sich leicht begreifen, welche ungeheuren Schwierigkeiten es mit sich bringen würde, sowohl Passagiere wie Post auf dem Umwege über Wladiwostok von Westeuropa nach Rußland zu befördern, und die Berühmtheit, die Karungi, die einzige Mittelsstelle zwischen Westeuropa und Rußland innerhalb kurzer Zeit erlangt hat, ist deshalb, genau betrachtet, sehr wohl verständlich.

Ueber die Station Karungi an sich schreibt der Korrespondent des schwedischen „Sozialdemokraten“ seinem Blatte:

„Am Osthimmel begann sich der Tag mit grünen und roten Streifen zu melden, als unser Schnellzug langsam in die Station Karungi einfuhr. Ein flüchtiger Blick durch das Coupéfenster genügt, um den Gegensatz zwischen dem zu spüren, was den Erbauern der Station vorgeschwebt hat und was tatsächlich aus ihr geworden ist. So viele Geleise und so wenige Stationsräume — wenn man sie so nennen will —, denn sie sind in Wirklichkeit nichts anderes, als ein paar kleine, armselige Baracken. — Die gerade an diesem Tage zum ersten Male dem Betrieb übergebene „Bahnhofswirtschaft“ ist für russische Kosten errichtet und enthält außer der Küche einen ziemlich geräumigen Speisesaal, durch dessen Mitte ein langer, wachstuchgedeckter Tisch läuft, an den Seiten eingerammte Sitzbänke, zwei stinkende Azetylenlampen und als einziges sonstiges Inventar einen eisernen Ofen. In diesem Raum werden unbemittelte Reisende kostenlos gespeist, diejenigen aber, die zahlen können, zu sehr billigen Preisen, denn 25 Oere für Tee und Butterbrot ist gewiß gerade in diesen Gegenden nicht teuer, wo nicht nur die Lebensmittelpreise in letzter Zeit ganz außerordentlich gestiegen sind, sondern auch für Wohnungen geradezu märchenhafte Preise bezahlt werden. So zahlt beispielsweise das russische Konsulat für

---

30]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

„Herrgott, was sollen wir bloß mit dem Kandidaten anfangen?“ jammerte sie. „Er ist total betrunken und kann sich Schaden zufügen. Nun hat er zwei Tage herumgesumpft und ist ganz ohne Besinnung. Und ich wage nicht, ihn hereinzulassen. Sie wissen nicht, wie entsetzlich er in dem Zustand ist! Er ist dann wie ein Tier und kann das Aergste gegen zwei alleinstehende Frauen unternehmen. Und dabei ist er doch sonst so gut, — aber er hat die Gewalt über sich verloren, der arme Kerl. Und da sucht er hier Zuflucht, weil er glaubt, daß er hier wohnt, — und wir können ihm nicht einmal helfen. Es ist sehr traurig.“

„Ich werd versuchen, mich seiner anzunehmen,“ sagte Bauder und schlüpfte in seinen Ueberzieher.

„Ja, vielen Dank, wenn Sie das wollten. Ich werd schon bei Ihnen bleiben, bis es vorüber ist.“

Als Bauder hinauskam, war der Kandidat fort. Nach kurzem Suchen fand er ihn auf dem Grabenrand, an einen Telegraphenpfahl gelehnt. Er packte ihn am Arm und forderte ihn gebieterisch auf, sich zu erheben.

„Können Sie mir nicht sagen, wo hier in der Nähe eine Kneipe ist?“ fragte der Kandidat gedehnt und starrte Bauder ins Gesicht. Aber plötzlich zuckte er zusammen. „Was, sind Sie es, Aesthetiker?“ rief er ziemlich verlegen und versuchte, eine stramme Haltung anzunehmen. „Sind Sie nicht im Bett? Sie befeuchten wohl auch die Kehle ein bißchen im Schutze der Nacht, was, Alter?“ Lachend wollte er Bauder auf die Schulter klopfen. „Sie haben wohl gehört, daß es etwas geben wird, und wollen vielleicht etwas mit abhaben? Halten Sie sich nur in meinem Fahrwasser, es fällt immer etwas ab.“ Er ging vorwärts und winkte, die Hand hinter sich haltend.

Bauder war erstaunt, nicht so sehr über den Zustand des Kandidaten, als über die Veränderung, die mit seiner Stimme vorgegangen war. Dieser edle Theoretiker und Idealist bewegte sich nicht nur in den plattesten Vorstellungen und gab ihnen in entsprechenden Wendungen Ausdruck — das mochte noch hingehen, da der Mann berauscht war —, aber sein sonst weiches und wohlklingendes Organ war geborsten und belegt, hatte jenen Klang von Halsentzündung, wie er untrennbar vom Kopenhagener Proletariat ist. War das denn eine unvermeidliche Folge der andern, oder bemühte er sich, seiner Stimme eine rohe Klangfarbe zu verleihen?

Bauder hatte den Arm des Kandidaten fest gepackt. „Sie sollten mit mir ins Haus gehen und sich nicht länger wie ein Tier benehmen,“ sagte er bestimmt.

Der Kandidat war vollständig schlapp und ließ sich führen. „Tier — Bier — Vier!“ sagte er gedehnt. „Rechnen kann ich. Ich bin ein mathematisches Talent, ich bin fast ebenso tüchtig wie mein Lehrer in der Anstalt... er, Du weißt wohl... aber davon verstehst Du nichts, Du ästhetischer Satan,“ er machte eine ärgerliche Drehung zu Bauder hin, „Du verstehst Dich nur auf Aesthetik. Aber die Wissenschaft, das ist was, — denn — denn — ich bin Wissenschaftler, siehst Du. Die Dichter und die Maler verstehen nichts von der Natur. Sie sehen bloß die Formen und Farben, aber was ist das wohl? Das ist nicht die Natur, Du — das sind Formen und Farben. So ist es, meiner Seel!“ Er rüttelte Bauder heftig.

„Ja, gewiß ist es so,“ sagte dieser und lotste ihn durch die Flurtür ins Haus.

„Aber ich bin Gelehrter und mache mir den Teufel was aus Dichtern, Formen und Farben, denn ich sehe all das, was dahinter liegt — was dahinter liegt, jawohl. — Wo ist die Flasche geblieben?“ Er tastete über den einen Rockschoß hin, fand aber nichts. „Du lachst mich ja aus. Glaubst vielleicht, ich wäre voll? Aber Funk ist auch voll geworden, er wollte mich betrunken machen und wurde es selber — hi hi! — Glaubst Du's, er war betrunken! Er war selber betrunken, das Schwein! — Du und Funk, Ihr seid Talente, aber Ihr habt keinen Sinn für mein Gebiet, denn ich bin ein mathematisches Genie. Und ich habe mein ganzes Leben dazu gebraucht, um — die höchste Summe von — Glück — — für die größte Anzahl von — Menschenkindern zu berechnen.“

Sein Mund hatte keinen Augenblick stillgestanden, seit Bauder ihn aufgriff. Doch jetzt, als man ihn mit Mühe die Treppe hinaufgeschafft hatte und er die Schultern hängen ließ und sich an den Kamin anlehnte, fiel er ganz zusammen. Der Kopf hing auf die Brust hinab, die Knie waren gekrümmt und nach innen gekehrt, und Augen und Zunge sahen aus, als würden sie aus dem Gesicht fallen. Die Arme hingen schlaff herab wie bei einem Erhängten, und ein unheimliches Röcheln entrang sich seiner Brust, zusammen mit starken Schnapsdünsten, die im Augenblick den ganzen Bodenraum füllten.

Bauders Wirtin, die eifrig geholfen hatte, brach plötzlich in Schluchzen aus beim Anblick dieses Menschen, der da, hin und her schwankend, stand und mit der Stirn gegen den Kamin stieß, erbärmlich und hilflos, körperlich und seelisch eine Beute der entsetzlichsten Idiotie.

„Ach, Herrgott!“ klagte sie. „Und seine arme Frau, die sich mit so was schleppen muß. Wie entsetzlich das doch ist... wie entsetzlich!“

Der Kandidat machte den schwachen Versuch, den Kopf nach ihr hinzudrehen, und den einen Mundwinkel umspielte ein blödes Lächeln.

„Sie müssen helfen,“ flüsterte Bauder heftig. „Sehen Sie denn nicht, daß er umfällt? Aber nicht in mein Schlafzimmer. Richten Sie das Sofa her, aber beeilen Sie sich.“ Er zitterte förmlich vor Nervosität.

„Ja ja ja,“ erwiderte sie schnaubend und sputete sich. Sie breitete ein paar Säcke auf dem Sofa aus, und die beiden brachten den Kandidaten zur Ruhe; er schlief wie ein Stein, noch bevor sie ihn hingelegt hatten.

„Gehen Sie jetzt nur!“ sagte Bauder. „Ich will mich seiner schon annehmen.“

Er ließ die Lampe brennen und setzte sich auf einen Lehnstuhl, um zu schlafen, aber obwohl die Türe nach dem Speicher offen stand, konnte er es vor schlechten Dünsten bald nicht aushalten; er mußte ein Fenster öffnen und Durchzug schaffen.

All sein Ekel und Abscheu brach mit heftiger Stärke in ihm hervor, und er bereute bitterlich, daß er dem dummen Mitleid nachgegeben hatte. Hier lag dieses Schwein, dieser Phrasenmacher, und zwang ihn, seine widerwärtigen Dünste einzuatmen, füllte den Raum mit seinem tierischen Schnarchen — und wenn er wieder nüchtern wurde, redete er unangefochten vom Ideal und von dem Emporstrebenden im Menschen. Er stand tiefer und war schleimiger als das niedrigste Schleimtier. Vor nichts hatte er Respekt, weder vor Kräften noch vor Vernunft — nicht einmal vor dem Leben, das alles setzte er ein, um sich in der gemeinsten Form von Idiotie wälzen zu können. Und kein menschliches Gefühl war ihm heilig, morgen würde er eins nach dem andern hervorkehren, mit seinem Phrasenspeichel begeifern und voll Selbstvertrauen seiner Umgebung servieren.

Aber so mußte man sein: plump und grobkörnig in seinen Anforderungen an Genüsse. Man mußte sich kritiklos vollessen, bis man übersättigt war, und sich dann auf den Rücken legen und in den blauen Himmel starren, mußte mit dem Abscheu des Ueberfüllten auf allen Genuß speien und beschwerliche Träume von einer höheren Welt träumen, wo es keine Forderungen gab. Dann war man edel, human, hochherzig — ein idealer Mensch. (Forts. folgt.)

drei Räumlichkeiten eine Monatsmiete von 390 Kronen, eine Einzelperson für ein Zimmer in demselben Hotel 145 Kronen, während man es in Privathäusern allerdings etwas billiger hat, dort jedoch, trotz der Kälte von 30 Grad, die draußen herrscht, zumeist keinen Ofen findet.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten Karungis ist gegenwärtig zweifellos sein „Auslandspostamt", in dem man sehen kann, welche Summe von Arbeit sich unter Umständen trotz ungünstigster Verhältnisse leisten läßt. Die Bezeichnung „Auslandspostamt" klingt allerdings etwas großartig, und man ist unwillkürlich versucht, an Spiegelscheiben und Marmortische zu denken, bis man schließlich vor dem „Auslandspostamt" selbst steht und zu seinem Staunen gewahrt, daß es auf einem toten Geleise in ein paar ausgedienten, gehelzten Güterwagen und einer mittelalterlichen Postkutsche untergebracht ist. Das ganze Beamtenpersonal besteht zurzeit aus vier Mann, zu denen sich demnächst jedoch noch einige weitere gesellen sollen, da täglich etwa 50—60 Wagen Post befördert werden und eingehen, darunter von Westen her Postbeutel aus aller Herren Länder — mit Ausnahme Deutschlands, Oesterreichs und der Türkei — und zwar solche nicht allein nach Rußland, sondern gleichermaßen auch nach Schanghai, Hongkong, Peking, Tokio usw. Einen besonderen Rang in diesem Mittelspostamt nehmen die sogenannten „Kriegsgefangenen" ein. Jeden dritten Tag läuft von Karungi nach Berlin ein direkter Güterwagen mit 1000—1200 Liebesgabenpaketen für die vielen, in deutscher Gefangenschaft befindlichen Russen, wobei allerdings nicht unerwähnt bleiben mag, daß diese „Kriegsgefangenen" der schwedischen Post recht teuer zu stehen kommen, da ihre Beförderung — die sonst durch alle Postverbände kostenlos geschieht — auf der Strecke Tornea-Karungi dasselbe kostet, wie die Beförderung aller übrigen Sendungen." W. P. L.

Magermilch in die Küche!

Wenn die feite Kuhmilch die Zentrifuge verläßt, ist sie in zwei Teile gesondert. Man erhält fast den ganzen Fettgehalt der Milch in Gestalt des dicken weißen Rahms, außerdem die entfettete Milch als Magermilch. Der Rahm wird nach kurzer Säuerung zu Butter verarbeitet, wobei wiederum ein Nebenprodukt entsteht, nämlich die schwach säuerlich wohlschmeckende, etwa 1 Proz. Fett enthaltende Buttermilch. Während nun die Buttermilch gern als Getränk genossen wird, findet die Magermilch wenig Gegenliebe. Sie wird wegen ihres faden Geschmackes kaum als Getränk verwendet und hat überhaupt nur in Form des aus ihr gewonnenen Käses (Quarkkäse, Magerkäse) Eingang in den Haushalt gefunden. Sie wird vielmehr zum allergrößten Teil zur Fütterung des Viehs, vor allem der Schweine verwendet. Nun ist aber die Magermilch auch für den Menschen ein sehr wertvolles Nahrungsmittel, da sie den gesamten Eiweiß- und Zuckergehalt der Vollmilch trägt. In Zeiten, wo wir mit unserem Vorrat an Nahrungsmitteln haushalten müssen, ist es also unbedingt notwendig, auch die Magermilch direkt dem menschlichen Genuß zuzuführen. Denn wenn wir sie durch Fütterung in Schweinefleisch umwandeln, so erhalten wir nur ein Viertel ihres Eiweißgehaltes wieder, den Rest verbraucht das Schwein für sich selbst. Es tritt also ein sehr großer Verlust ein. Wenn wir nun bedenken, daß in Deutschland jährlich 5—6 Milliarden Liter Magermilch den Schweinen gegeben werden, so bedeutet das einen Verlust von rund 150 000 Tonnen Eiweiß oder etwa ein Zehntel unseres gesamten Bedarfes an Eiweiß. Daraus ersieht man die große Wichtigkeit, den Schweinen diese Menge Nahrungsstoff zu entziehen und sie den Menschen direkt zu geben. Natürlich geht das nicht mit der ganzen Menge, aber wir müssen dahin streben, wenigstens die Hälfte zu retten.

Dazu sind aber zwei Dinge nötig: erstens muß Sorge getragen werden, die Magermilch für diesen Zweck frei zu bekommen, sie also den Schweinen wirklich fortzunehmen; zweitens aber muß die Hausfrau dann diese Magermilch auch kaufen. Und dazu muß sie wieder wissen, was sie damit anfangen soll: denn zum Trinken eignet sie sich, wie gesagt, nicht besonders. Es hat aber gar keine Schwierigkeit, trotzdem der Magermilch eine ausgedehnte Verwendung zu schaffen. Man soll sie nämlich ganz grundsätzlich an Stelle der teuren Vollmilch zum Kochen und Backen verwenden. Alle die zahllosen Speisen und im Haushalte hergestellten Kuchen lassen sich, ohne jede Einbuße an Wohlgeschmack, mit Magermilch herstellen. Der Nährwert dieser Speisen ist ebenfalls in bezug auf das Eiweiß völlig den mit Vollmilch hergestellten gleichwertig, nur das Fett fehlt, ist aber in diesen an sich so nahrhaften Speisen völlig entbehrlich. Es kommt aber noch etwas sehr Wichtiges hinzu. Da man mit Fleisch sparen, andererseits aber viel Zucker verwenden soll, so ist die Bereitung solcher Speisen in viel größerem Umfange nötig als bisher. Wollte man sie nun mit Vollmilch kochen, so würde den Kindern dieses unentbehrliche Getränk eingeschränkt. Das darf aber auch wieder nicht sein, denn für die Kinder muß der Genuß von Milch der wichtigste Fleischersatz sein. Benutzt man aber zum Kochen grundsätzlich nur Magermilch, so bleibt die Vollmilch zum Trinken frei, mindestens im bisherigen Umfange, wahrscheinlich wird aber sogar noch mehr zur Verfügung stehen.

Darum muß an alle Hausfrauen der Aufruf ergehen, bei ihren Milchhändlern so lange Magermilch zu verlangen, bis diese sie liefern; denn die noch vorhandenen Schwierigkeiten der Beschaffung sind zu überwinden, und die Händler werden sie überwinden, sobald sie den ernsten Wunsch der Hausfrauen erkennen. Natürlich muß sie billiger sein als Vollmilch: sie darf nur die Hälfte kosten. Die Parole muß also sein: die Vollmilch den Kindern zum Trinken, die Magermilch in die Küche! Prof. Dr. Carl Oppenheimer.

Kleines Feuilleton.

Mißbrauchte Postkarten.

Auch in Frankreich feiert die Unfähigkeit und Ordinärheit auf dem Gebiet der Kriegspostkarten wahre Orgien. Der Kunstkritiker der „Humanité" Léon Rosenthal klagt: Seit dem Beginn des Krieges hat sich die Postkarte nur in wertloser, bisweilen selbst betrübender Gestalt gezeigt. Ich gehe über die sozusagen kolorierten Simili-Photographien mit ihrer faden Sentimentalität hinweg, ebenso über gewisse kindische Prahlereien und mühselige Wortspiele. Aber ich meine gewisse gemeine Späße — Sauereien, um es herauszusagen — die unser und der Umstände unwürdig sind. Die Zensur, die anderswo eine bisweilen indiskrete Tätigkeit entwickelt hat, wäre wohl beraten gewesen, wenn sie der Veröffentlichung dieser Karten ein Verbot entgegengesetzt und von den Verlegern mehr Anstand gefordert hätte. Ich füge hinzu, daß die von mir gerügten Bilder unter dem engeren Gesichtspunkt der Kunst überaus schwach sind, armselig in Zeichnung und Farbe. Die Menge, der man sie anbietet, die Kinder, die sie nach Herzenslust in den Auslagen der Buchhändler oder auf den improvisierten Gestellen vor den geschlossenen Läden betrachten, können nur schlechte Lehren daraus empfangen.

Der Kritiker meint schließlich an die wahren Künstler appellieren zu sollen, für die da ein zugleich gesundes und gewinnreiches Werk zu vollbringen wäre. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob man in Frankreich auf diesem Gebiet bessere Erfahrungen machen wird als in anderen Ländern.

Der kippende Autoomnibus.

So mancher, der auf dem Oberdecke eines vollbepackten Autoomnibusses in schneller Fahrt durch eine Kurve gefahren ist, wird sich eines bänglichen Gefühles nicht haben erwehren können, wenn das Fahrzeug sich bedenklich auf die Seite neigte. Schien es nicht umkippen zu wollen? Bei den modernen Autoomnibussen ist die Frage des Gleichgewichts tatsächlich von großer Wichtigkeit. Ihre Untersuchung ist durch Ludwig Spängler, den Leiter einer großen Wiener Verkehrsgesellschaft, angeregt worden, und einige wertvolle Ergebnisse sind bereits erzielt worden. So hat man, wie das in Chicago erscheinende „Electric Railway Journal" berichtet, auf einem Probierstande Kippversuche angestellt und dabei gefunden, daß ein gewöhnlicher Autoomnibus viel weiter seitlich geneigt werden kann, ohne umzukippen, als man denkt. Es handelte sich dabei um eine Art Wettbewerb zwischen zwei Arten des Autoomnibusses, einer, bei der das Oberdeck offen ist, und einer anderen, bei der oben auch ein geschlossener Raum erzielt ist. Die Versuche wurden so angestellt, daß man den unteren Raum leer ließ, das Oberdeck mit Sandsäcken belastete, deren Gewicht dem der Fahrgäste des Oberdeckes gleich kam und nun so weit kippte, bis der Wagen im labilen Gleichgewicht angelangt war. Es stellte sich heraus, daß man den oben offenen Omnibus bis zu 31, den oben geschlossenen sogar bis zu 33 Grad kippen konnte. Bei dem oben geschlossenen sind die Decksitze tiefer angebracht, so daß der Schwerpunkt demgemäß tiefer liegt. Ehe man aus diesen Versuchen nun Schlüsse auf die Verkehrssicherheit des Autoomnibus zieht, müssen natürlich noch weitere Versuche angestellt werden, hauptsächlich solche, die das Fuhrwerk in der Bewegung untersuchen und der Wirkung der Fliehkraft in den Kurven gerecht werden.

Tee im Felde.

Tee als Volksgetränk mehr als bisher einzuführen, war schon in Friedenszeiten das Bestreben der deutschen Mäßigkeitsfreunde und ist jetzt im Kriege im Blick auf unsere Truppen eine besonders wichtige Aufgabe. Tee ist warm und kalt gleich genießbar, erwärmt, regt an, schafft behagliche Stimmung, paßt zu jeder Speise, schützt vor Ermüdung und Schlappwerden. . . . So schreiben mit Recht die „Mäßigkeits-Blätter". Es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß von manchen Seiten unter den Liebesgaben, die ins Feld erbeten und versandt werden, namentlich auch auf Tee besonderes Gewicht gelegt wird. Generalarzt z. D. Dr. Körting schrieb über den Tee in „Meine Dienstzeit", er rege an, erfrische und erwärme, ohne den Magen oder den Kopf zu belästigen. Er passe zu jeder Speise. Durch seinen Gehalt an Gerbsäure beeinflusse er die Verdauung namentlich beim Herrschen epidemischer Darmkrankheiten günstig; er schütze vor Magen- und Darmstörungen. „Es war eine der nützlichsten Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges 1904/05, daß die Wertschätzung des Tees als Getränk für den Krieg stieg. . . . In beiden Heeren waren die Soldaten aus ihrem Friedensverhältnis an den Tee gewöhnt. Sie setzten im Kriege nur ihre Gewohnheit fort, Wasser nicht roh, sondern gekocht in Gestalt eines Teeaufgusses zu genießen. Das bot außerdem den gesundheitlichen Vorteil, daß verdächtiges Trinkwasser durch das Kochen ungefährlich, schlechtschmeckendes genießbar gemacht wurde. Es ist wesentlich dem täglichen Teegenuß zuzuschreiben, wenn die auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze verbreiteten epidemischen Darmkrankheiten, Typhus und Ruhr, den beiden Heeren nicht viel Schaden tun konnten."

Städte und Dörfer.

Die Zahl der Gemeinden im Deutschen Reiche betrug 1910: 75 939, darunter 72 199 mit weniger als 2000 Einwohnern — das Kaiserliche Statistische Amt nennt sie „Ländische Gemeinden" und zählt dazu auch die Städte unter 2000 Einwohnern. 3740 Gemeinden, im Gegensatze zu jenen statistisch „Städtische Gemeinden" genannt, unter denen über die Hälfte „Städte" dem Rechte nach sind, zählten mehr als 2000 Einwohner, und 2141 Gemeinden (Landstädte) 2000 bis 5000 Einwohner, 1028 Gemeinden (Kleinstädte) 5000 bis 20 000 Einwohner, 223 Gemeinden (Mittelstädte) 20 000 bis 100 000 Einwohner, und 48 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern. Auf Grund der Ergebnisse der letzten Volkszählung hat das Kaiserliche Statistische Amt einen Vergleich der Einwohnerschaft aller Gemeinden von mindestens 2000 Einwohnern (also der städtischen Bevölkerung) an den Zählungen der letzten beiden Volkszählungen gezogen. Danach ist der „Städte-Zeitung" zufolge die Einwohnerzahl der Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern in den fünf Jahren seit der vorletzten Volkszählung um 0,51 Proz. gewachsen. Es entfallen auf die städtische Bevölkerung 60,82 und auf die ländliche Bevölkerung 39,98 Proz. der Gesamtbevölkerung. Die städtische Bevölkerung hat mithin seit der vorletzten Volkszählung viermal so stark zugenommen wie die ländliche. In Preußen beträgt die Gesamtzunahme der Bevölkerung 1 Proz., die Zunahme der städtischen Bevölkerung 1,2 Proz.; aber immerhin macht die ländliche Bevölkerung noch 55 Proz. der Gesamtheit aus. Unter den übrigen größeren Bundesstaaten schwankt die Zunahme der Bevölkerung zwischen 0,3 in Braunschweig und 1,3 in Oldenburg. Die Abwanderung vom Lande in die Städte ist am stärksten in Elsaß-Lothringen, nämlich 2 Proz., am geringsten in den beiden Mecklenburg mit 0,5 Proz.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Lessing-Theater werden neben Ibsen demnächst auch Hartleben und Schnitzler mit Einaktern und Ernst Hardt mit einem neuen Werke „Der König Salomo" zu Worte kommen. — Das in Personalunion mit dem Lessing-Theater verbundene Deutsche Künstler-Theater soll mit Goethes „Egmont" neu eröffnet werden. Daneben wird der „Pfarrer von Kirchfeld" gespielt werden. Als Uraufführung ist Kyfers Schauspiel „Charlotte Stieglitz" erkoren.

— Im Zeichen des Burgfriedens. In Dresden sollte ein Vortrag Wilhelm Bölsches stattfinden, und zwar im Saal des Vereinshauses, in dem Bölsche in den letzten Jahren fast jeden Winter gesprochen hat. Dieser Saal gehört dem christlichen Hospiz in Dresden. Die Verwaltung des Saales hat es für angebracht gehalten, den Saal zu verweigern, mit der Begründung, daß die religiösen Anschauungen von Bölsche nicht auf orthodoxem Standpunkt beruhten. Der Saal des Vereinshauses dient regelmäßig durchaus nicht etwa religiösen Zwecken, sondern er wird zur Veranstaltung von Konzerten und Vorträgen genommen. Der Vortrag Bölsches wird natürlich doch stattfinden und zwar in einem anderen Saale.

— Der französische Buchhandel im Krieg. Die Zahl der mit dem Krieg in Zusammenhang stehenden Neuerscheinungen in Deutschland gab die Bibliographie der Hinrichschen Buchhandlung auf 1416 an (mit Einschluß der Karten, Flugblätter, Zeitschriften usw.). Kürzlich ist nun auch der „Mémorial de la Librairie" erschienen, der die Statistik für Frankreich gibt. Danach erschienen seit dem Kriegsbeginn in Frankreich 286 Werke, unter denen nur etwa zwanzig, die in direktem Zusammenhang mit den Zeitereignissen stehen. Von den historischen Werken fanden namentlich die diplomatischen Veröffentlichungen Beachtung, denen ein Verlag die Auszüge aus den offiziellen militärischen Bulletins beifügte. Ein militärischer Verlag gibt in Broschürenform die Armeebefehle und die täglichen Communiqués heraus. An juristischen Werken findet sich ein „Code du Moratorium" von Herrn Méignen; das ist ungefähr alles.

— Krieg und Auswandererbewegung. Die Zahl der Einwanderer in den Vereinigten Staaten ist seit Monaten so herabgedrückt worden, wie seit Jahrzehnten nicht mehr. In den Monaten Juli, August, September und Oktober vergangenen Jahres sind insgesamt 157 642 Personen eingewandert gegen 584 811 in der gleichen Zeit des Jahres 1913. Seit Oktober ist aber die Zahl der Einwanderer noch weiter zurückgegangen. Die Einwanderung beträgt jetzt kaum noch 20 Proz. der normalen. Das Einwanderungsamt in New York hat jetzt deshalb recht wenig zu tun. Von den 550 Beamten, die dort angestellt waren, ist ein großer Teil entlassen worden, ein anderer Teil hat Urlaub erhalten.

— Goldfunde in Böhmen. Staatliche Teufungsversuche an den uralten Goldfundstätten zwischen Kaßejowitz und Blatna in Böhmen ergaben auf je 10 Meterzentner Gestein 4,4 Gramm Gold. Man stieß auch auf neue Goldadern mit 17 und 20 Gramm dieses Kriegsmittels.

— Ein Elefant beim deutschen Heer. Karl Hagenbeck (Stellingen) hat dem Kommandanten von Valenciennes einen großen indischen Arbeitselefanten zur Verfügung gestellt, der im Arrondissement Avesnes bei Waldarbeiten zur Fortschaffung von Bäumen und schweren Lasten verwendet wird.

— Amtsstil? In einer Kundmachung des Budapester Magistrats über die Landsturmmusterung lesen wir: „Die Landsturmzertifikate und Widmungsscheine haben sämtliche ungarischen oder österreichischen Staatsbürger und alle nach Bosnien und der Herzegowina zuständigen Individuen auszufüllen. . ." Schließlich können doch nicht alle Bosnier für das Attentat von Sarajewo!

Theater für Freitag, 5. Februar.

Berliner Theater 8 Uhr: Z.100.Male „Extrablätter!"
Deutsches Opernhaus, Charlottenb. 8 Uhr: Oberon.
Friedrich-Wilhelmstädt. Theater. 8 Uhr: Figaros Hochzeit.
Gebr. Herrnfeld-Theater 8 Uhr: Familie Plaschek. Heilbring contra Heilbring.
Kleines Theater 8 Uhr: Jettchen Gebert.
Komische Oper (a. d. Weidendammerbrücke) 8.10U.: Gold gab ich für Eisen. Sonntag 3½ Uhr: Erstaufführung: Von Stufe zu Stufe.
Komödienhaus 8 Uhr: Biedermeier.
Lessing-Theater 7½ U.: Peer Gynt.
Lustspielhaus 8¼ U.: Leutnantsmündel. Sonnabd. 8¼ Uhr: Die Orientreise.
Metropol-Theater 8 Uhr: Woran wir denken!
Montis Operetten-Theater 8 Uhr: Der liebe Pepi.
Residenz-Theater 8 Uhr: Die Schöne vom Strand.
Rose-Theater 8 Uhr: Sein ganzes Glück.
Schiller-Theater O. 8 Uhr: Husarenfieber.
Schiller-Th. Charlottenbg. 8 Uhr: Der Störenfried.
Thalia-Theater 8 Uhr: Kam'rad Männe.
Theater am Nollendorfpl. 8¼ U.: Immer feste druff! Sonnt. 3½ Uhr: Der Verschwender.
Theater des Westens 8¼ U.: Rund um die Liebe. Sonnabd. 4 Uhr: Vater zieht ins Feld.
Theater in der Königgrätzer Straße 8 Uhr: Königin Christine.
Trianon-Theater 8¼ U.: Das Liebesnest.
Volksbühne. Theater am Bülowplatz 8¼ U.: Die Kreuzelschreiber.
Walhalla-Theater 8¼ U.: Krümel vor Paris.

URANIA Taubenstr. 48/49. 4 Uhr (Halbe Preise): Die Weichsel und die masur. Seen. Abends 8 Uhr: Auf den Schlachtfeldern Ostpreußens.

Zirkus Alb. Schumann. Heute Freitag, Anfang 7½ Uhr: Sport-Vorstellung. Besonders hervorzuheben: Artur Saxon-Trio die stärksten Männer der Welt mit ihrer lebenden Automobilbrücke. Der fallende Mensch. Gebr. Ernst u. Oskar Schumann. Die 3 Arros in ihrem neuesten Sportakt. Um 9¼ Uhr: Um 9¼ Uhr: Ost und West. Großes patriotisch. Schaustück aus der Gegenwart in 4 Akten

Wintergarten. Johanna Terwin v. Deutschen Theater, Berlin, u. Jakob Tiedtke v. Lessing-Theater, Berlin, in: Landwehrmann und Pikarde. Zeitbild in einem Akt von Otto Reutter. Serene Nord mit ihren Wassernymphen. Rosa Felsegg mit ihrem Aeroplan. Else Berna Operettensängerin sowie der neue Februar-Spielplan! Kleine Preise!

Palast-Theater am Zoo. Morgen pünktl. 8 Uhr Zum 1. Male: „Muttchen hat's Wort!" v. Otto Reutter u. M. Reichardt mit Karl Geßner, Paul Otto, Steffi Margreiter etc. Sonntag nachmittag 3½ Uhr: „Wir Barbaren".

Casino-Theater. Lothringer Straße 37. Täglich 8 Uhr. Das gr. Februar-Spezialität.-Programm. Fritz Brand, Lucie Bernardo, Welda Brantz, Gebrüder Roberts. Nur noch kurze Zeit: Durch dick und dünn. Sonnt. 4 Uhr: Durch Klippen u. Wellen

~~Theater Folies Caprice~~ Posen-Theater 8¼. Moritz wird energisch. Das Leutnantsfenster. Landwehrleute. Martin Kettner a. G.

Reichshallen-Theater. Stettiner Sänger. Zum Schluß: Weihnachtsabend im Schützengraben. Anfang 8 Uhr. Militärpersonen und deren Angehörigen vollkommen freier Zutritt zu den Stett. Sängern.

Voigt-Theater. Badstr. 58. Badstr. 58. Heute Freitag, den 5. Februar: Der Veilchenfresser. Lustspiel in 4 Akten. Kassenöffnung 7 Uhr. Anf. 8 Uhr.

Spezialarzt Dr. med. Wockenfuß, Friedrichstr. 125, (Oranienb. Tor), für Syphilis, Haut- u. Frauenleiden — Ehrlich-Hata-Kur (Dauer 12 Tage) Blutuntersuchung. Schnelle, sichere schmerzlose Heilung ohne Berufsstörung. Teilzahlung. Spr. 11—2 u. 5—8, Sonnt. 9—10.

Touristen-Verein „Die Naturfreunde"
Ortsgruppe Berlin.

Erklärung.

Anläßlich der „Richtigstellung" des Deutschen Arbeiter-Wanderbundes „Die Naturfreunde" im „Vorwärts" vom 3. d. Mts. erklären auch wir, daß wir mit der genannten und zur Irreführung bestimmten Neugründung des „Verein der Naturfreunde" nichts gemein haben.
1/1 Die Ortsgruppenleitung.

Minlos'sches Waschpulver
von unvergleichbarer Qualität gibt bei geringster Arbeit
blendend weiße geruchlose Wäsche
das 1 Pfd. Paket kostet nur 30 Pfg.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.